



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Konservatorien und Künstlerproletariat.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

aber selbst dabei den Tod; Sälten, der in demselben Hause wohnt, wird als Arzt zu ihm geholt und wird beim Anblicke des Unglücklichen mürbe. Außerdem hat Zirbel die Korrektur von Sälten's neuestem Werke in der Hand und versieht sie mit Randglossen, indes der gemeinsame Verleger beider Zirbel's Werk, eine Verteidigung des Idealismus und des Glaubens, dem Doktor Sälten im Manuskript zur Beurteilung giebt. Aber erst nach Zirbel's Tode wird es publizirt. Steinhausen hat auch hier einige treffende Satiren auf unsre literarischen Zustände eingewebt.

Damit wäre unsre Übersicht über die bisherigen Schriften Steinhausens beendet. Gewiß wird seine beschauliche Zurückgezogenheit noch manches zeitigen. Am willkommensten aber wären uns neue ausgiebige „Herzenserleichterungen“ seines grundgescheiten und humorvoll gemütsinnigen Einsiedlers Kilian.

Innsbruck.

Moritz Necker.



## Konservatorien und Künstlerproletariat.



us dem Nachlaß der Frau Johanna Kinkel geborene Mockel veröffentlichte das Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ vor einigen Wochen einen Aufsatz „Hausfrau und Künstlerin,“ der wie ein Nachhall aus Märchenzeiten erklang und wirkte und von Zuständen und Verhältnissen erzählte, welche in einem wunderlichen und — alles wohl erwogen — glücklichen Gegensatz zur Gegenwart standen. Die 1858 in London verstorbene erste Gattin des Dichters Gottfried Kinkel war bekanntlich nicht nur eine geistvolle Schriftstellerin, deren mit dem Gatten gemeinsam verfaßte Erzählungen und deren Roman „Hans Ibeles“ weit über die gewöhnliche Frauenbelletristik hinausragten, sondern auch und vor allem eine vorzügliche Musikerin. Von ihren größern und kleinern Kompositionen ist die „Vogelkantate“ noch unvergessen, ihre Operette „Otto der Schütz“ hat in den vierziger Jahren große Teilnahme erregt, ihre Briefe an eine Freundin über Klavierunterricht (1852) sind ein bleibendes Zeugnis dafür, wie ernst die mannichfach geprüfte und bewährte Frau ihren Beruf als Musiklehrerin nahm. Niemand, der sich an das Leben und Wirken von Johanna Kinkel erinnert (noch leben zahlreiche ihrer Schülerinnen), wird je zu dem Eindrucke kommen, daß es sich hier um ein verfehltes oder unfertig gebliebenes Streben gehandelt habe. Vielmehr darf man sagen, daß es ihr in seltner Weise gelungen sei, das ihr innewohnende Talent zur Geltung und tüchtigen Verwertung zu bringen. Gleich-

wohl erfuhr sie, wie der gedachte Auffsatz erzählt, in ihrer ersten Jugend die stärksten Hindernisse bei der von ihr ersehnten Ausbildung für die Musik. Mutter und Großmutter erachteten es für erspriesslicher, daß sie sich mit Saumnah, Überhandnah und doppelter Nah beschäftige, als mit Zweiunddreißigtelpassagen, daß sie Mehlspeisen und Pastetendeckel herstellen lernte, anstatt zu phantasiren. Johanna Kinkel fügt der Erzählung von allen diesen Dingen hinzu: „Es gelang für eine Reihe von Jahren, die Kunst bei mir in den Hintergrund zu drängen, Schicksale auf Schicksale wälzten sich zwischen jenen Jugendtraum und meine Zukunft — und dennoch, der Faden riß nie ganz ab, der mich an die geliebte Musik band. Es ist trotz tausend Hindernissen dahin gekommen, daß sie mein legitimer Lebensberuf ward, und ich bin in London und habe den „Messias“ in Exeter-Hall gehört.“ Der ganze Aufsatz ist von Johanna Kinkel offenbar zu Nutz und Frommen junger Talente und zur Besiegung der philiströsen Anschauungen geschrieben, mit denen sie in ihrer Jugend zu kämpfen hatte.

Wir sind geneigt, eine sehr andre Konsequenz aus der Erzählung Johanna Kinkels zu ziehen. Wie Jahrhunderte fern scheinen die Tage zu liegen, in denen man einem wahrhaften, ausgiebigen und ungewöhnlichen Talente den Weg zur Musik als Lebensberuf versperrte, in denen man naiv des guten Glaubens lebte, daß „eine glückliche Hausfrau die größte Künstlerin nicht beneide,“ in denen es aller Anstrengungen eines starken Talentes und eines starken Charakters bedurfte, um an ein Ziel zu gelangen, das nur für die Ausgewählten ein glückliches Ziel ist. Heutzutage ist wenig oder gar keine Gefahr vorhanden, daß auch nur der Schein eines Talents verkümmere, und die tatsächliche Gefahr, hunderte, ja tausende von ausgesprochenen Nichttalenten die künstlerische Laufbahn betreten zu sehen, steigert sich mit jedem Tage, mit der Gründung jeder neuen Musikschule, beinahe jedes Privat Institutes. D. F. Strauß hat einmal irgendwo gesagt, auf nichts verstehe sich die liebe Menschheit schlechter, als an der rechten Stelle innezuhalten und den „Fortschritt“ nicht über den Punkt hinauszutreiben, von welchem an er kläglicher Rückschritt wird. In keinem Gebiete trifft dies mehr zu, als in dem der gesellschaftlichen Sitte und Meinung. Wenn es eine armselige Beschränktheit und ein dürftiges Vorurteil war, Menschennaturen, und namentlich Frauen, die einen ausgesprochenen Beruf zur Kunst und künstlerischen Pädagogik in sich trugen, gewalttham beim Herkömmlichen festzuhalten, so ist doch — dank der Widerstandskraft des echten Talents — dabei unendlich viel weniger gesündigt worden als heutzutage, wo leidige Not, falschgerichteter Ehrgeiz, platte Eitelkeit und der dunkle, die Massen beherrschende Trieb nach bessern Lebensverhältnissen, genußvollerem Dasein tausende und abertausende von modernen Töchtern zur Kunst und, der ganzen Bewegung gemäß, vorzugsweise zur herrschenden, zur Modokunst der Musik führen. In witzigen und witzigseinsollenden Feuilletons, in den „Eingewandts“ unsrer Zeitungen und in dem Sneipenjargon, welcher bei gewissen Gruppen mo-

derner Männer das Kennzeichen der Bildung ist, wird längst über die musikalische Überproduktion, die aus jeder dritten Tochter gebildeter Eltern eine Pianistin oder Klavierlehrerin, aus jeder Großstadt ein Pianopolis macht, gespottet. Am schweren Ernst der Sachlage ändert der wohlfeile Hohn nichts. Wenn der Vorsteher eines der Privatkonservatorien in Berlin kalten Blutes ausspricht: „Wir machen jährlich tausend Musiklehrer und Lehrerinnen fertig,“ so übertreibt er vielleicht um ein paar hundert in der Zahl, aber da in jeder kleinen Residenz, wo sich eine Hofkapelle befindet, in jeder Stadt über fünfzigtausend Einwohner ein Konservatorium, Musikinstitut oder wie immer es sich benennen mag, begründet wird, da alle diese Anstalten um die Wette bemüht sind, ihre Schüler- und Schülerinnenzahl rücksichtslos, wahllos und sinnlos ins Ungemessene zu steigern, so wird der Ausfall an den jährlichen Tausend der Reichshauptstadt von der Provinz mehr als gedeckt. Kein Mensch scheint jemals die Frage aufzuwerfen, was aus der ganzen Masse leidlich gedrückter, aber notorisch völlig talentloser Musiker und Musikerinnen werden soll, die man alljährlich auf den Markt wirft. Trotz des bis ins ungeheure gesteigerten Bedarfes von Musikunterricht, trotz eines Dilettantismus, der schon nicht mehr ins Kraut schießt, sondern wie die Pilze nach dem Regen wuchert, trotz der unabhängigen Auswanderung deutscher Musiklehrer und Musiklehrerinnen nach allen zweiunddreißig Strichen der Windrose, übersteigt das Angebot die Nachfrage schon längst und schon weit. Wer mit den Verhältnissen einigermaßen vertraut ist, weiß, daß die entsetzlichen Inzerate, in denen Klavierunterricht zum Preise von 75 und 50 Pfennigen für die Stunde angepriesen wird, keineswegs bloß von armen Seminaristen, von Orchestermusikern, die ihre dürstige Einnahme verbessern wollen, sondern zum guten Teil von „konservatoristisch gebildeten,“ mit guten Prüfungszeugnissen ausgestatteten jungen Damen und jungen Männern ausgehen, die sich um jeden Preis eine Existenz schaffen müssen. Er weiß, daß die Zahl der Musiker, welche ohne Anstellung halb bettelnd und halb darabend von Ort zu Ort ziehen, in beständigem Wachsen ist, weiß, daß Elend viel schlimmerer Art den weiblichen Teil der überflüssig vorhandenen Berufskünstler in mannichfacher Gestalt bedroht. Er weiß, daß die wilde und schrankenlose Konkurrenz der Talentlosen auch die Talentvollen schädigt, sie zum Teil auf falsche Bahnen treibt und in die Kunstverhältnisse der Gegenwart eine wüste und häßliche Reklamewirtschaft hinein trägt. Und er muß sich fragen, wohin die Dinge gedeihen sollen, wenn nur noch ein Jahrzehnt in der bisherigen Weise und mit entsprechender Progression fortgewirtschaftet wird.

In erster Linie trifft der Vorwurf, diese Zustände herbeigeführt zu haben, die offiziellen musikalischen Bildungsstätten, die Konservatorien der Musik. So lange nur wenige dieser Institute existierten, so lange der Geist, der die ersten geschaffen, auf Kuratoren und Lehrern derselben ruhte, war es möglich, die Frage, die bei Kunstschulen bestimmter, schärfer, unerbittlicher aufgeworfen werden

muß als in allen andern Fällen, die Talentfrage, mit allem Nachdruck und im Bewußtsein einer großen, ja schweren Verantwortung zu stellen. Die sinnlose Konkurrenzwirtschaft, die auch auf dem Gebiete des höhern und höchsten Unterrichts sich geltend macht, hat diese Fragestellung längst beseitigt. Wohl figurirt die Voraussetzung musikalischen Talents in den Statuten und Aufnahmebedingungen aller Konservatorien, aber meist stellt sie sich als purer Schein heraus. Wo die Klassen um jeden Preis gefüllt, im Jahresbericht und in Zeitungen die Schülerzahlen gegen die Konkurrenzanstalten ausgespielt werden sollen, wo die pekuniäre Existenz eines zahlreichen Lehrpersonals zum guten Teil von der Füllung, ja Überfüllung aller Fächer abhängig ist, wo man des Glaubens lebt, daß zehn verdorbne und unselige Existenzen einen guten Dunc für eine elste, glanzreiche abgeben, da hört die gewissenhafte Beantwortung der Vorfrage ebensowohl auf als die Überlegung, was aus den hunderten werden soll, die man alljährlich als fertig und durchgebildet entläßt. Talent ist zudem ein sehr dehnbare Begriff, und die, deren Finger jeder Klavierdressur widerstreben, pflegen sich ja bei den Musikschulen nicht zu melden. Für die empfindlichsten Mängel des Ohrs, für die ersichtlichste Trägheit des Auffassungsvermögens, für jede noch so schreiende Unzulänglichkeit aber, die das Ergreifen der Musik als Lebensberuf geradezu untersagen müßte, tröstet man sich mit der eignen trefflichen Methode, mit der Zuversicht, daß man zwar kein Genie, aber etwas „ganz Tüchtiges“ aus dem oder der machen werde. Etwas „Tüchtiges,“ daß Gott erbarm! Wir rufen alle ehrlichen und tüchtigen Musiker auf, ihr Urtheil über dreiviertel dieser Tüchtigkeit abzugeben!

Wohl ist es wahr, daß die Konservatorien, sogut wie alle höhern Bildungsstätten, vom wilden Andrang der Berufsbedürftigen, der „Strebenden,“ überflutet werden, daß sie (wenigstens die bessern unter ihnen) keine andern Reizmittel als die unvermeidlichen Inzerate anwenden, um fortgesetzt Schüler und namentlich Schülerinnen in Überzahl zu erhalten, daß in sehr zahlreichen Fällen geradezu an die Nachgiebigkeit und das Mitleid der mit der Aufnahmeprüfung betrauten appellirt wird, wahr auch, daß es gewisse Fälle giebt, in denen der gewiegteste Beurtheiler nicht weiß, ob er einem wirklichen Talent oder einem sogenannten „Blender“ gegenübersteht. Allein angesichts des weit größern Elends und Unheils, welches aus der Überfüllung der künstlerischen Berufsarten mit Unberufenen hervorgeht, als aus der (ja gleichfalls auf einen unerträglichen Grad gestiegenen) Überfüllung anderer liberalen Berufsweige, sollten und müßten die Konservatorien strenger, viel strenger verfahren. Es hat keine Schwierigkeit, die Anforderung an die Befähigung zu steigern, wenn man nur Ernst machen will. Universitäten und technische Hochschulen schützen sich (unzulänglich genug) vor der schrankenlosen Überflutung durch die Forderung eines vor der Aufnahme erlangten Maturitätszeugnisses und durch Verschärfung ihrer eignen Prüfungsforderungen. Kunstakademien und Musikschulen könnten mit dem

Reifezeugnis von Vorbildungsanstalten wenig anfangen und würden immer wieder auf ihre eigne Entscheidung verwiesen sein. Bei dieser Entscheidung aber dürften und sollten die allgemeinen Verhältnisse allerdings in Betracht kommen. Die Entstehung eines Künstlerproletariats, das durch ungenügende Befähigung und mangelhafte Leistungen an Gewinnung und Behauptung einer ehrenhaften Lebensstellung gehindert wird, dabei aber fortgesetzt den wirklich Berufenen und sachgemäß Strebenden die wildeste und verhängnisvollste Konkurrenz macht, schließt wahrlich eine genügende Mahnung an die Direktionen und Lehrer unsrer großen Musikschulen ein, in Zukunft dreifach strenger bei der Entscheidung der Talentfrage zu verfahren.

Allerdings kann diese Mahnung nur an die Leitung einiger Konservatorien ergehen, die mit Widerwillen und einer instinktiven Ahnung der Gefahren den Weg der Anfüllung um jeden Preis, der alljährlich wachsenden Schülerzahl, des unwürdigen Wettewfers in Außen dingen betreten haben und im ganzen so gestellt sind, daß sie die Dualität ihrer Zöglinge um der Quantität willen nicht zu ignoriren brauchen. Sie muß notwendig verhalten bei den zahllosen „künstlerischen“ Bildungsstätten, welche auf die unzulängliche Begabung und die Talentlosigkeit geradezu gegründet und berechnet sind, deren einziger Zweck es ist, den Organisatoren eine Existenz zu verbürgen und dafür die künftige Existenz von Hunderten mißleiteter armer Menschenkinder in Frage zu stellen. Indessen würde ein Einhalt und Anhalt gewonnen werden, wenn auch nur die bessern Konservatorien sich auf ihre Pflicht besinnen wollten. Es würde dann ein ähnliches Verhältnis eintreten, wie es z. B. zwischen den staatlichen technischen Hochschulen und den sogenannten wilden Techniken existirt, die überall im deutschen Reiche wuchern. Das beteiligte Privatpublikum ist auch hier zum Teil noch beschränkt und armselig genug, der Halb- und Viertelsbildung den Vorzug vor der ganzen zu geben, weil die halbe zwar nicht um die Hälfte, aber doch etwas billiger zu haben ist als die ganze. Wie aber das Terrain der wilden Schulen dieser Art mit jedem Jahre mehr eingeschränkt wird, die Zahl derer wächst, welche die zuverlässige Bürgschaft gründlicher Studien, einer wohlbestandnen Prüfung bei ihren Engagements zu haben wünschen, so müßte es auch einem Duzend der bestehenden Konservatorien und Musikschulen, die sich guter Lehrkräfte, einer gewissen künstlerischen Tradition und sonstiger Begünstigungen erfreuen, leicht werden, sich über die ganze Zahl der andern hoch zu erheben. So wie sie die Talentfrage ernsthaft und mit dem Gefühle stärkster Verantwortung stellten und beantworteten, so wie sie eine Reduktion (und zwar eine sehr bedeutende) ihrer Schüler- und Schülerinnenzahl als einen wahrhaften Gewinn erachteten, alle bei ihnen vorsprechenden von zweifelhafter Befähigung und ausgesprochenem Mangel an Talent rücksichtslos abwiesen (und wenn dieselben zehnmal im Konkurrenzkonservatorium der gleichen oder der nächsten Stadt Aufnahme fänden!), so wie sie ihre Ehre därein setzten, daß von ihnen nur

wahrhaft leistungsfähige, eminent musikalische Musiker gebildet würden, so müßten sie rasch genug eine Stellung nicht neben, sondern hoch über den angebotenen Konkurrenzanstalten erhalten, so könnte es nicht ausbleiben, daß wenigstens an entscheidenden Stellen und in entscheidenden Fällen ihren Schülern und Schülerinnen ein Vorzug und Vorrecht eingeräumt würde. Sa mehr als das. Der Staat, der sich schließlich gedrungen sehen wird, gegen die Überflutung mit einem Künstlerproletariat, in materieller und geistiger Beziehung, Dämme zu errichten (es scheint uns dies nur noch eine Frage der Zeit zu sein), hätte dann den besten Anhalt, den stärksten Anlaß, seinen Schutz, sein Vertrauen, seine Förderung denjenigen Konservatorien zuzuwenden, die noch jetzt, in der Zeit der wilden Freiheit, Besinnung und ein Bewußtsein ihrer eigentlichen Aufgabe bewahrt hätten.

Doch freilich — soweit wir um uns sehen, soweit wir mit den Verhältnissen vertraut sind, nehmen wir nirgend eine Möglichkeit dazu wahr. Der Wahnsinn der Konkurrenz, die Anbetung der statistischen Zahl beherrscht alles. Wenn die Konservatorien gezwungen wären, ihren Berichten über die Schüler- und Schülerinnenanzahl „252 oder 364 im Jahre 1885“ den Nachweis hinzuzufügen, was aus den 150 oder 210, die ein Lustrum oder besser ein Jahrzehnt zuvor an der Anstalt „gebildet“ wurden, mittlerweile geworden ist, ließe sich eher Besserung, wenigstens eine Art Besinnung bei den zahllosen Unbefähigten hoffen, die nach einer Künstlerzukunft wie die Motte nach dem Lichte taumeln.

Übrigens wissen wir recht wohl, daß das musikalische Proletariat nicht bloß dadurch anwächst, daß eine große Anzahl von jungen Männern und Mädchen der gebildeten und halbgebildeten Stände, die sich selbständig einen Weg in der Welt suchen und eine Existenz begründen müssen, sich gleichsam wahllos, ohne Gewähr eigener Befähigung, der Musik in die Arme werfen und von ihr das Unmögliche hoffen, während sie es am Möglichen fehlen lassen. Die ärmsten Zöglinge der Konservatorien sind sehr oft noch die befähigtesten und tragen jenen Keim in sich, der bei allen vorausgesetzt werden sollte, welche sich irgendeiner Kunst widmen. Eine bedenkliche Vermehrung der vorhandenen Übelstände geht gleichzeitig auch von dem wachsenden Reichtum in gewissen Bevölkerungsklassen aus. Jener Berliner Bankier, der seinen Sohn Maler werden läßt, „obschon er es nicht nötig hat,“ hat in der heutigen Gesellschaft tausend Absenker. Die Zahl der Schriftsteller, Musiker, bildenden Künstler, die auf einen Lohn ihres Talents, auf eine Lebensstellung und Existenz durch ihr Talent von vornherein nicht rechnen, ist beständig im Zunehmen begriffen. Auch hier helfen die Konservatorien das Unheil fördern. Es schmeichelt ihnen, Schüler und Schülerinnen (in diesem Falle aber hauptsächlich Schüler) aus reichen und repräsentierenden Familien zu erhalten, die Erinnerungen an Mendelssohn und Meyerbeer drängen sich unwillkürlich auf, der Besorgnis um die Zukunft dieser

Böglinge darf man sich völlig entschlagen. Sie werden sich in keinem Falle zu Organisten, Klavierlehrern und vielgeplagten Musikdirektoren kleiner Städte entfalten, sondern als gespreizte Virtuosen und meist als Komponisten, die den Stich ihrer Partituren und die „Szenensetzung“ ihrer Opern nötigenfalls aus eigener Tasche bezahlen können, die Welt in Erstaunen setzen. Warum sollte man da Bedenken tragen, ihnen den Weg zur Kunst, die sie „nicht nötig haben,“ zu eröffnen? Warum sich nicht mit besondrer Beflissenheit dem Unterrichte solcher widmen? Stellt sich hinterdrein die völlige Talentlosigkeit, der armseeligste Nachahmungstrieb statt der reichen Erfindung und der seelischen Fülle heraus, so bleibt noch der landesübliche Ausdruck des Bedauerns, daß der betreffende Künstler leider ein zu reicher Mann sei, um ernste Anstrengungen zu machen. Jedenfalls aber begnügen sich zahlreiche Musiker dieses Schlages keineswegs mit den Ehren der Schaffenden, und wenn sie die gröbern Mühen des Berufs den schlecht gestellten Kollegen überlassen, so nehmen sie doch mit Vorliebe jene Stellungen an der Spitze musikalischer Vereine und kleiner Konzertinstitute ein, welche ehemals dem bescheiden Ehrgeiz wahrhaft tüchtiger und ernster Musiker als eine Belohnung für die Anstrengungen des Erwerbes winkten. Die Gewissenlosigkeit, mit der in diesen Fällen die Talentfrage ohne weiteres bejaht worden ist, bleibt also nicht ohne weitwirkende Folgen, und das Künstlerproletariat wird mittelbar durch eine Laxeheit vermehrt, die unmittelbar zu seiner Bekämpfung beizutragen scheint.

Unsre Betrachtung würde kein Ende finden, wenn wir uns in die Einzelheiten verlieren wollten, hier der verhängnisvollen Leichtigkeit, mit der unter den obwaltenden Umständen ein Berufsweg betreten wird, auf dem selbst für die Auserwählten schwere Enttäuschungen und harte Kämpfe harren, dort der Spekulation, welche die Gelegenheiten zur Steigerung dieser Mißverhältnisse unablässig zu mehren trachtet. Unter den mancherlei Kalamitäten, unter denen die deutsche Musik und die deutschen Musiker der Gegenwart zu leiden haben, ist die Überfüllung der Konservatorien mit unzureichenden, von vornherein zur Verkümmern verurteilten Halbtalenten eine der schwersten, und es ist hohe Zeit, daß sich warnende und protestirende Stimmen auch von anderer Seite erheben, da die einzelne wirkungslos verhallen würde.

